

Achtung: Die folgenden vier Textauszüge stammen aus verschiedenen Teilen des Romans, sind im Buch also nicht direkt aufeinander folgend!

Leseprobe „Die Lichter von Verdar I – Wechslerkinder“

Alanda war auf dem Weg zur Scheune des Schmieds, den Beutel mit der zerbrochenen Harke an ihre Brust gedrückt. Sie ging schnell und leicht nach vorne gebeugt, die Schultern dabei hochgezogen. Nur wenige Menschen waren auf der Dorfstraße unterwegs, und alle hatten den gleichen verstohlenen Gang wie sie.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der dies anders gewesen war. Eine Zeit, in der die Bewohner von Lautweiler sich mit einem freundlichen Lächeln begegnet waren, belanglosen Klatsch austauschten und mehr oder minder sorglos in den Tag hineinlebten. Dies war ein kleines Dorf, in dem jeder jeden kannte, in dem niemand seine Haustüre verschlossen hatte.

Ein Dorf, in dem Neid und Missgunst keinen Platz hatten.

Doch all das hatte sich geändert, nachdem der dunkle Herzog die Macht über das Eijenland an sich gerissen hatte. Viele Jahre hatten die Menschen in Lautweiler die Hoffnung, dass sich alles wieder zum Guten wenden würde. Doch das Gegenteil war der Fall. Die Herrschaft des Herzogs hatte ihnen das Joch der Unterdrückung auf ihre Schultern geladen, und von Tag zu Tag schien es schwerer zu werden.

Jeder im Dorf betete insgeheim zu Lubar, dass die eigene Familie verschont blieb und es beim nächsten Besuch der Kustoden die anderen treffen möge.

Schon lange wurden die Haustüren nicht nur nachts fest verriegelt. Und wenn man sich auf der Straße begegnete, reichte ein sparsames Nicken als Begrüßung oder ein kurzes Heben der Hand. Dorfklatsch gab es fast keinen mehr, die Menschen sprachen nur noch über das Nötigste miteinander. Zu groß war die Angst, dass einer von ihnen um des eigenen Vorteils willen die Klagen den Wächtern des Herzogs meldete.

Auch Alanda hatte Angst, denn heute war Erntetag. Der Herzog hatte wieder einmal seine augenlosen Häscher ausgeschickt, um zu fangen, was seiner Meinung nach ihm gehören sollte. Und dies waren weder Gold noch Edelsteine.

Das Mädchen wäre um diese Zeit niemals freiwillig vor die Türe gegangen, doch ihr Vater hatte sie mit wenigen barschen Worten losgeschickt. Die Ölnüsse mussten abgeerntet werden, und die einzige Harke im Haus war heute frühmorgens in der schweren Erde des Ackerbodens zerbrochen. Ölnüsse waren empfindliche Früchte. Wenn sie nicht innerhalb von zwei Tagen abgeerntet wurden, begannen sie zu faulen. Und das hätte Hunger für den Rest des Jahres bedeutet.

Also musste einer aus der Familie zum Schmied gehen. Und das war jedes Mal Alanda. Vater blieb zu Hause, damit er die bereits fregeharkten Ölnüsse ernten und im Dörrofen trocknen konnte, Mutter musste den Hauhalt versorgen und die Leinensäcke für den Transport zur herzoglichen Festung weben. So jedenfalls wurde es Alanda erklärt, wenn sie trotzig nachfragte. Vielleicht waren ihre Eltern feige, vielleicht trafen ihre Entschuldigungen zu. Keiner von ihnen ging jedoch freiwillig am Erntetag ins Dorf, auch wenn die Häscher des Herzogs in der Vergangenheit Erwachsene nur selten angegriffen hatten.

Alanda hing ihren Erinnerungen nach und zuckte erschrocken zusammen, als eine Haustür hinter ihr etwas zu laut ins Schloss fiel. Nach einem kurzen Blick auf die Straße atmete sie beruhigt aus, bis auf einige wenige Dorfbewohner war niemand zu sehen. Sie wusste, dass die Kustoden die Dörfer des Landstrichs in unregelmäßigen Abständen heimsuchen konnten. Es war also nicht sicher, ob die augenlosen Wesen heute tatsächlich in Lautweiler auftauchen würden.

Gedankenlos wischte sich Alanda eine widerspenstige Strähne ihres braunen Haars aus dem Gesicht. Sie war für ihr Alter eine Schönheit, wie ihr Rybia, die Krämersfrau im Dorf mit einem Augenzwinkern zugeflüstert hatte. Ihre hochgewachsene Gestalt mit dem braun gebrannten, ebenmäßigen Gesicht ließ bereits erahnen, dass sie in nicht allzu ferner Zukunft den Männern den Kopf verdrehen würde.

Mit ihren grasgrünen Augen blickte sie noch einmal prüfend die staubige Straße entlang. Für heute hatte sie es fast geschafft, das Haus des Schmiedes war bereits in Sichtweite. Alanda entspannte sich ein wenig und beschleunigte noch einmal ihren Schritt. Doch ihre Hoffnung wurde getrogen.

„Sie kommen!“, die plötzlich aufgellende Stimme des Rufers hoch oben auf dem grob gezimmerten Wachturm in der Dorfmitte klang erstickt und klagend, wie immer, wenn die Häscher des Herzogs auftauchten. „Die Kustoden kommen! Versteckt die Kinder, rasch, bei Lubars Atem!“

Fast sofort wurden Türen zugeschlagen, Fenster mit eisernen Riegeln verrammelt, traf Holz dumpf auf Stein, und in wenigen Augenblicken waren die Straßen des Dorfes leergefegt. Nur eine weiß gefleckte Katze schaute ängstlich unter den Stufen des Bäckerhauses hervor.

Alanda blieb wie gelähmt mitten auf der Dorfstraße stehen, noch nie war sie so weit weg von zu Hause von den Warnrufen überrascht worden. Vor den Kustoden gab es kein Versteck, das wussten alle im Dorf. Mit ihrem untrüglichen Geruchssinn konnten die stummen Kreaturen Erwachsene von Kindern so gut unterscheiden, wie Menschen es mit ihren Augen taten.

Anfangs hatten pfiffige Dorfbewohner sich mit stinkendem Fischtran eingerieben, um die Kustoden zu täuschen. Doch das hatte nur einmal Erfolg. Bei der nächsten Erntefahrt wurden die augenlosen Schergen des Herzogs von einem Trupp Soldaten begleitet. Und im Gegensatz zu den Kustoden konnten diese sehr gut erkennen, wer sich hinter einer Wolke von Fäulnisgeruch versuchte, zu verstecken.

An diesem Tag wurden auf dem Marktplatz dutzende Väter und Mütter bis aufs Blut von den Soldaten ausgepeitscht. Und die Kustoden nahmen ihnen in der Zwischenzeit ihre

Kinder. Der Herzog hatte seine Macht demonstriert, danach war der Widerstandswille in Lautweiler gebrochen.

Das einzige Versteck der Dorfbewohner war daher immer und einzig die Hoffnung. Die Hoffnung, dass die unheimlichen Helfer des Herzogs sie dieses Mal verschonen, dass sie vorbeiziehen und die Familie im Nachbarhaus heimsuchen würden. Diese seltsamen Wesen, deren Herkunft unbekannt und deren Gestalt so wenig menschlich war, genau wie ihre seelenlosen Taten. Diese Wesen, die den Eltern ihre Kinder nahmen und sie für immer verschwinden ließen, am Erntetag des Herzogs.

Alandas Herz schlug so rasch und hart in ihrer Brust, dass sie meinte, keine Luft mehr zu bekommen. Weit öffnete sie den Mund, um sich durch ihr lautes Keuchen nicht zu verraten. Sie drehte sich hastig einmal um sich selbst und hetzte dann weiter zur Scheune des Schmieds. Drängend klopfte sie an das große Tor und kratzte mit ihren Fingernägeln über die rauen Holzbalken, als ihr nicht geöffnet wurde.

„Bitte, bitte“, flüsterte sie flehend durch die schmalen Ritzen im Tor, aber weder der Schmied noch seine Frau regten sich. Wenn die Kustoden kamen, war jeder sich selbst am nächsten.

Verzweifelt drehte Alanda sich zur Straße um und sah erst jetzt einen verlassenen Heuwagen neben der Scheune. Sie überlegte keine Sekunde, packte den Beutel mit der zerbrochenen Harke und duckte sich tief hinter die mannshohen Scheibenräder. Im langen Schatten der Scheune verschmolz ihr abgetragenes Leinenkleid mit dem Dunkel des Lehmbodens. Doch Alanda wusste nur zu genau, dass dies kein Schutz vor dem Geruchssinn der Kustoden war.

Als sie das unrhythmische Stapfen der Reittiere und das Scheppern der Rüstungen hörte, presste sie sich mit ihrem ganzen Körper auf die festgefahrene Erde, bewegungslos und den Atem anhaltend. Vielleicht hatte sie Glück, vielleicht bemerkten die Soldaten sie nicht.

Das Stapfen kam näher und näher, und Alanda schloss schließlich vor Angst die Augen, in der kindlichen Hoffnung, dass niemand sie mehr sehen konnte, wenn sie selber nichts mehr sah. Nicht einmal einen winzigen Schlitz ließ sie offen, ihr Kopf war in den Staub gedrückt, um sie herum war alles dunkel, schwarz, wie am Boden eines tiefen Brunnenlochs.

*

Simon wurde klar, dass Dennis nicht aufgeben und ihn weiter verfolgen würde. Sein Atem rasselte, als er sah, dass er nahe dem Wäldchen am Ententeich war. Wenn er es schaffen würde, vor Dennis sein Baumhaus zu erreichen, hatte er vielleicht eine Chance, schoss ihm der Gedanke plötzlich durch den Kopf. Er könnte hinauf klettern, das Seil hochziehen und Dennis müsste unten am Baum bleiben.

Er sah keinen anderen Ausweg, und in seiner Verzweiflung fiel ihm auch kein besserer Plan ein. Er stürmte mit einem letzten Zwischensprint auf die alte Eiche zu und wickelte mit zitternden Händen das Seil los. Rasch packte er zu und zog sich keuchend und schwitzend

nach oben, dort, wo über dem Ast die ersten Holzsprossen angebracht waren. Ängstlich blickte er nach unten, aber Dennis war noch nicht da. Seine Oberarme zitterten vor Erschöpfung, so schnell hangelte er sich das Seil hinauf. Er streckte sich und griff mit der Rechten nach der ersten Sprosse. Geübt zog er sich hoch und fasste mit beiden Füßen Halt. Dann packte er das Seil und wollte es zu sich hochziehen. In diesem Moment tauchte Dennis auf und durchschaute sofort Simons Plan.

„Du Mistker!“ brüllte er völlig außer Atem und sprang hoch, nach dem sich entfernenden Ende des hin und her pendelnden Seils greifend.

Simon stöhnte auf und versuchte den Strick noch mit einer heftigen Bewegung hochzuziehen, da hatte Dennis bereits zugepackt. Ruckartig glitt ihm das Seil aus den Händen, blutige Striemen hinterlassend. Simon schrie kurz auf und blickte für einen Moment wie gelähmt nach unten. Dennis hangelte sich mühsam nach oben, offensichtlich war er zu schwer, um es schneller hinzubekommen.

„Ich mach dich fertig“, keuchte der ältere Junge und blickte hasserfüllt zu ihm hoch, wieder ein paar Griffe zurückrutschend.

Nun war kein Platz mehr für einen klaren Gedanken. Simon wachte aus seiner Erstarrung auf und kletterte flink nach oben. Mit einer Handbewegung schob er die Luke zum Baumhaus auf und warf sich keuchend auf den Bretterboden. Ohne zu zögern schloss er dann mit den Füßen die Luke und blickte sich verzweifelt um. Es gab nichts Schweres hier, mit dem er die Holzklappe hätte verschließen können.

Von unten war das Keuchen von Dennis zu hören, wenn er am Baumstamm entlang schrammte.

„Was soll ich bloß machen?“ Simon blickte sich mit zunehmender Panik im Baumhaus um. Da fiel sein Blick auf das offene Fenster, und ein irrsinniger Plan schoss ihm durch den Kopf. Er konnte nicht nach unten fliehen, aber vielleicht würde es einen Weg hier heraus geben, den Dennis nicht gehen konnte. Weil er ihn schlicht und einfach nicht sah.

Simon kniff seine Augenlider zusammen und blickte konzentriert auf das Fenster. Fast sofort stellte sich das magische Leuchten der geheimnisvollen Stadt im Irgendwo ein. Vorsichtig tastete er sich halb kriechend über die rauen Bretter des Bodens seines Baumhauses nach vorne. Wie durch ein Kissen hörte er gedämpft von unten das Schnaufen seines Verfolgers. Nur nach vorne schauen! Am Fenster angelangt stockte er für einen Moment. Da hörte er, wie Dennis die Sprossen erreicht hatte und einen verzerrten Jubelschrei ausstieß. Simon fuhr die Angst wie ein heißes Messer in die Magengegend. Schweiß machte seine Hände rutschig, sein Herz raste. Er atmete tief ein und hielt für einen Moment die Luft an. Für den kurzen Augenblick, in dem er sich durch das Fenster zog, hinüber nach Irgendwo, die Kante loslassend.

Hinter dem Fenster war es, als wenn jemand plötzlich das Licht ausgeschaltet hätte. Simon riss die Augen weit auf und wollte schreien. Halb drehte er sich im Fallen um, mit einer Hand verzweifelt noch einmal nach der Fensterkante greifend. Doch irgendwie schien die Zeit still zu stehen, der Moment des Fallens schien sich zu Sekunden zu dehnen, und aus seiner Kehle kam kein Laut.

Das Fenster leuchtete grell im tiefen Dunkel des Nirgendwas und zog Simons Blick magisch an. Wie durch ein umgedrehtes Fernglas konnte er in das Innere seines Baumhauses schauen. Dort tauchte zeitlupenhaft Denis auf, der seinen Blick suchend hin und her schweifen ließ. Ganz offensichtlich konnte er Simon nicht sehen. Dieser Anblick schien die Zeit wieder in Gang zu setzen. Mit unwiderstehlicher Kraft wurde Simon ruckartig nach unten gezogen. Er fiel und fiel, immer weiter und tiefer. Viel tiefer als die alte Eiche hoch war, wie ein Teil seines Gehirns registrierte.

Der Fall schien kein Ende zu nehmen, schon lange war das Licht aus dem Fenster des Baumhauses nicht mehr zu sehen, und undurchdringliche Schwärze umfing ihn. Sein Körper jedoch war von einem merkwürdigen blauen Nebel umgeben, von dem eine schneidende Kälte ausging.

Simon wollte schreien, aber der eiskalte Nebel schnürte ihm die Kehle zu und legte sich lähmend auf seine Gliedmaßen. Mit langsamer werdenden Bewegungen suchte er verzweifelt irgendwo Halt zu finden, während die Eiseskälte tief in seinen Körper eindrang, in seine Muskeln, seine Knochen und sein Herz. Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erinnerung an seinen Traum in der vergangenen Nacht und mit schwächer werdendem Bewusstsein klammerte er sich an die Hoffnung, dass auch dies alles nur ein Traum war. Angst überflutete ihn wie eine alles verschlingende dunkle Welle, dann war auch dieser Moment vorbei, und Simon verlor das Bewusstsein.

*

Der Weg aus der dunklen Schlucht war steinig, aber nicht sehr lang. Simon musterte ausgiebig die Umgebung, doch neben Felsen und verkümmerten Pflanzen gab es hier wenig Aufregendes zu sehen. Bei einer kurzen Rast hatte Osgaran ihm ein Stück eines wohlschmeckenden Fladenbrots gegeben. Simon hatte es ohne großen Appetit gegessen, zu sehr war er damit beschäftigt, seine Situation zu verarbeiten.

Er zwang sich immer wieder dazu, nicht in Panik zu verfallen und einen klaren Kopf zu behalten. Wenn es einen Weg in diese Welt gab, dann musste er ihn auch in die andere Richtung zurück gehen können. Und dass es diese Möglichkeit gab, davon war er überzeugt. Oder zumindest klammerte er sich an diese Hoffnung, um von seiner Angst nicht völlig überschwemmt zu werden.

Als die beiden Jungen das Ende der Felswände erreichten, senkte sich langsam die Abenddämmerung herab. Vor ihren Augen breitete sich eine tiefbraune staubige Ebene aus, die von kränklich aussehenden Bäumen bestanden war. Der Himmel schien sich wie eine graue Decke aus schwerem Rauch dicht über den vereinzelt stehenden Bäumen zu ducken. Osgaran war stehen geblieben und deutete auf einen Lichtschein zwischen den Bäumen in einiger Entfernung.

„Dort wohnt Jousaf“, erklärte er. „Bis Sonnenuntergang sind wir da.“

„Was hat die Bäume hier so krank gemacht?“, Simon war erst jetzt aufgefallen, dass die raue Borke der Bäume am Wegrand aussah, als wenn sie im Feuer gestanden hätte.

„Ein Racheakt des Herzogs“, Osgaran spuckte bei Erwähnung des Namens wieder demonstrativ aus. „Es gab hier in der Nähe eine Schlacht, soweit ich weiß. Dabei sind einige der Kuschtiere des Herzogs zu Tode gekommen. Daraufhin haben er und sein Hofmagier einen üblen Feuerzauber über das Land geschickt. Er wirkte gegen die meisten Bäume, die Tierwelt und kleinere Gewächse sind glücklicherweise verschont geblieben.“

Simon nickte, während sich in seinem Magen die Angst wieder breit machte. Was für eine unheimliche Welt, in der über Magie so einfach gesprochen wurde wie in Hallstadt über Chemie oder Physik.

Die Abenddämmerung kündigte sich durch einen kühlen Wind an, und Simon wurde bewusst, dass er nur ein Shirt und Jeans anhatte, zu wenig, um in diesem unwirtlichen Land auf Dauer zu überleben. Ihn fröstelte, und daher schritt er rasch weiter.

„Komm, wir müssen uns beeilen“, drängte Osgaran und blickte nervös zurück in die Schlucht. „Die Kustoden sind wieder unterwegs.“

Wie als Bestätigung zog Gutor am Seil, gerade so viel, dass es sich spannte und ihm nicht die Luft nahm. Er bellte kurz auf und warf einen Blick auf die Jungen zurück.

„Kustoden?“

„Das wird dir Jousaf alles erklären“, wich der ältere Junge der Frage aus. „Komm, beeile dich.“

Simon zuckte mit den Schultern und folgte Osgaran. Ein Gefühl von Unwirklichkeit umfing ihn, doch die düstere Welt um ihn herum holte ihn rasch wieder aus seinen Gedanken. Das hier war die Realität, so wie es bis vor wenigen Stunden noch Hallstadt gewesen war.

Manchmal verlangsamte Simon seinen Schritt, weil er einfach nicht glauben konnte, was mit ihm geschah. Dann blickte er verloren um sich und wünschte sich von ganzem Herzen, das alles möge ein Traum sein oder zumindest nur ein neues Level in seinem Spiel. Aber die Welt um ihn war Wirklichkeit. Die Luft mit dem leichten Beigeschmack feuchter Holzkohle, der sporadisch aufkommende Wind mit Gerüchen, die ihm alle unbekannt waren.

Immer wieder blieb er kurz stehen und verengte seine Augen zu Schlitzen, schaute verzweifelt hin und her. Dann betete er zu einem Gott, an den er nicht glaubte: Bitte lass es sein, dass ich auf dem gleichen Weg zurückkomme, wie ich hier gelandet bin. Aber da war kein Blick auf das Fenster seines Baumhauses, kein Wäldchen in Hallstadt, nur der leicht abfallende Hang, der zur Hütte von Jousaf führte.

*

Simon hatte das Gefühl, gerade eben erst in Schlaf gefallen zu sein, als er von der feuchten Schnauze Gutors geweckt wurde. Noch nicht richtig wach, schob er den Hund sanft beiseite und streckte sich ausgiebig.

„Du hast geschlafen wie ein Stein“, meinte Osgaran warf ihm ein freundliches Lächeln zu.

„Ich fühl mich auch so“, erwiderte Simon und schälte sich langsam aus der warmen Decke. Der Morgen war kühl, an den Blättern der Büsche hingen tausende, im ersten Tageslicht glitzernde Tautropfen. Jousaf hatte bereits das Feuer wieder in Gang gesetzt und war dabei, das übliche Ölnussmus zu kochen.

„Hier, nimm einen Schluck, dann wirst du rasch wach“, begrüßte er Simon und reichte ihm seinen Wasserbeutel.

„Dankeschön“, der Junge zog den ledernen Stopfen ab und stellte nach einem Schluck fest, dass Jousaf Recht hatte: Die Kombination aus dem kühlen Wasser und dem aromatischen Geschmack der Süßbeeren wirkte besser als jeder Kaffee. Er hatte das Gefühl, dass ein frischer Wind durch seinen Kopf fegte und ihm ein wenig seiner Bedrückung nahm.

Nachdenklich blickte er sich um und nahm das fremdartige und gleichzeitig vertraut wirkende Bild der Umgebung in sich auf. Aus den Wiesen stiegen leichte Nebelfetzen hoch, die Luft war klar und frei von irgendwelchen zivilisatorischen Gerüchen. Nur der Rauch des Feuers mischte sich in den erdigen Duft, der aus dem Wiesenboden stieg. Der Tag begann trüb und dämmrig, Büsche und Bäume waren nur schemenhaft zu erkennen. Das Gras war noch feucht von der Nacht, und so blieb Simon einfach auf seiner Decke sitzen, froh, dass sie ihn warm und trocken hielt.

„Hier, lass es dir schmecken“, Jousaf reichte ihm eine Schüssel Ölnussmus und ein Stück Fladenbrot.

„Dankeschön“, nickte Simon ein weiteres Mal und bückte sich zu seinem Rucksack, um den Holzlöffel herauszuholen, den ihm der alte Mann kurz vor ihrem Aufbruch noch geschenkt hatte.

Während er langsam den schwach gewürzten Brei aß, spürte er, wie die tiefe Ruhe der Umgebung sich wie eine heilende Schicht über sein aufgerührtes Inneres legte. All die drängenden Gedanken, die wieder in ihm hochkamen, all die Ängste und Sorgen begannen allmählich zu verstummen.

Simon unterbrach kurz seine Mahlzeit, überrascht, wie sich ein großer Friede in ihm ausbreitete. Seine Augen wurden feucht, doch dieses Mal nicht aus Angst, sondern aus Dankbarkeit. Vielleicht hatte er tatsächlich eine Chance, einen Weg zurück zu finden. Immerhin gab es hier zwei Menschen, die ihn unterstützten, obwohl er aus einer fremden Welt hierher gekommen war.

Wie am Abend zuvor überkam ihn eine plötzliche Ruhe, so dass er kurz innehielt und die Augen schloss. Wie wunderbar diese Welt war, wie erfrischend ihre Luft roch. Als er die Augen wieder öffnete, registrierte er, wie sich die Ruhe auch in seiner Umgebung widerspiegelte. Kein hektisches Hin und Her, keine lauten Geräusche, kein Gestank, kein Müll – einfach nur eine allumfassende Stille. Für einen kurzen Moment wünschte Simon sich, diesen Teil der Welt mitnehmen zu können zu sich nach Hause.

Dann zuckte er über diesen absurden Gedanken die Schultern und nahm einen weiteren großen Bissen Fladenbrot.